



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Kaiser und Ludwig Ganghofer. Auswärtige Fragen. Reichstagsverhandlungen.)

Aus München wurde zu Beginn der vergangnen Woche nachträglich von einer Unterredung berichtet, die der Kaiser dort mit Ludwig Ganghofer gehabt hatte. Der Kaiser hatte in den Werken dieses Schriftstellers Anknüpfungspunkte für ein Bekenntnis seiner eignen Anschauungen gefunden, und so benutzte er seine Anwesenheit in München, um in diesem Gespräch eine Antwort auf die Wünsche und Besorgnisse des deutschen Volkes niederzulegen. Kaiser Wilhelm bekannte sich als Optimist mit so starker, rückhaltloser Betonung wie nie zuvor. Es ist in der letzten Zeit viel über die Berechtigung von Optimismus und Pessimismus gesagt und geschrieben worden, leider nicht immer unter klarer Feststellung, in was für einem Sinne man diese vieldeutigen Ausdrücke verstanden wissen will. Der Gebrauch dieser Wörter in ihrer Anwendung auf die Führung von Staat und Volk kann sich natürlich nicht ganz mit den Kunstausdrücken der philosophischen Wissenschaft decken, mit denen man gewisse Grundanschauungen kennzeichnen will. Ebensonenig trifft man den Kern, wenn man die ganze Frage in das Gebiet der Gemeinplätze hinauszehn will und den Kaiser feierlich belehrt, daß ein gewisses Mißtrauen an Stelle des „rosenfarbnen“ Vertrauens mitunter recht nützlich sei — so etwa im Stil einer Warnungstafel, die an verkehrreichen Orten vor Taschendieben warnt. Das sind Pöffen.

Zunächst mache man sich doch klar, daß eine optimistische Anschauung die ernste Selbstprüfung nicht ausschließt, und darauf kommt es doch wohl hauptsächlich an. Welchen Gebrauch der Privatmann von dem Ergebnis solcher Selbstprüfung machen will, ist seine Sache. Ein großes Volk aber hat keine Wahl; es muß Hammer oder Amboss sein. Es kann nur richtig verfahren, wenn es sich seiner Kraft bewußt wird und in vollem Vertrauen darauf seinen Weg geht. Nur dieser Optimismus trägt die Bürgschaft des Erfolgs in sich. Das Haupt eines mächtigen Reiches würde als Pessimist geradezu unmöglich sein, besonders wenn im Volke schon der Hang zur politischen Hypochondrie und zum kleinlichen Besserwissen steckt. Und so ist es doch bei uns in Deutschland. Soweit ernste Sorgen und begründete Kritik im Volke der Aussprache bedürfen, mögen berufne Männer an der Stelle, die verfassungsgemäß dazu bestimmt ist, ihr offnes und mutiges Wort in die Wagschale legen. Es ist — das ist hier schon einmal ausgesprochen worden — ein ungesunder Zustand, wenn einmal ein besondrer Eindruck und eine mächtige Stimmung weite Kreise erfaßt und mit Unruhe erfüllt haben, und nun gerade die nationalen Parteien aus einer gewissen Scheu und falsch verstandner Loyalität es verabsäumen, der verständigen Kritik zu ihrem Rechte zu verhelfen, sie also der grundsätzlichen, gehässigen Opposition überlassen. Aber — gleichviel wie — der politische Pessimismus muß bekämpft werden, denn er hat für ein gesundes Volk — und das sind wir Deutschen — keine Existenzberechtigung. Darin hat der Kaiser Recht, tausendmal Recht, und er erweist sich als der Weiterschauende gegenüber den Neunmalweisen, die beständig kopfschüttelnd von drohenden Gefahren sprechen und sich einbilden, diese Gefahren könnten von einem großen Volke anders überwunden werden als durch unbeirrte Arbeit voll Mut und Selbstvertrauen. Hätte Bismarck nicht in der ersten Periode seiner staatsmännischen Wirksamkeit der Welt den Beweis geliefert, daß er der Mann dazu war, die ganze Kraft von Staat und Volk vertrauensvoll einzusetzen, um einer gesunden Entwicklung rücksichtslos Raum zu

schaffen, so würde die genialste Staatskunst ihn später nicht befähigt haben, das neubegründete Reich so sicher durch Gefahren und Krisen hindurchzuführen, wie er es getan hat. Auch heute ist die Staatskunst kein willkürliches Rechenexempel, mit dem ein Staatsleiter die andern nach Belieben in Verlegenheit setzt. Sie ist vielmehr das natürliche Ergebnis der Kräfte und Eigenschaften, die ein Volk selbst besitzt und entwickelt. Die Aufgaben, die wir heute vor uns haben, brauchen uns nicht in kriegerische Verwicklungen zu bringen, aber wir werden sie auch nur in dem Maße verwirklichen können, als andre Mächte die Überzeugung haben, daß das gesunde Selbstvertrauen eines großen Volkes dahinter steht. Künste der Diplomatie allein werden das niemals zuwege bringen, und solange wir mutlos nörgelnd bei jedem Steinchen, das uns andre in den Weg werfen, eine Anklage gegen unsre Reichsleitung in die Welt hinausschreien, erschweren wir zwar der Diplomatie das Handwerk, aber die wahren Leidtragenden sind wir selbst.

Wir bestärken dadurch nur die Engländer in ihrer verkehrten Auffassung der deutschen Verhältnisse, die ungefähr folgende ist:

Das Deutsche Reich hat bei seiner Bevölkerungszahl, seinem heutigen, im Steigen begriffnen Wohlstand, bei den tüchtigen Eigenschaften seines Volkscharakters, bei seinen bedeutenden Leistungen auf allen Gebieten wirtschaftlicher und geistiger Tätigkeit, nicht zuletzt bei dem Zustande seiner unvergleichlichen Heeresmacht allen Grund, zufrieden und selbstbewußt zu sein. Seine Regierung und einzelne Kreise sind es auch. Aber das findet bei der großen Mehrheit des Volkes keinen Anklang. Das muß doch wohl einen besondern Grund haben. Das deutsche Volk ist friedlich und ruhelieliebend. Wenn es ohne sichtbaren Grund beständig über die Unruhe und Unstetigkeit der Reichsleitung klagt und darüber unbegreiflicherweise in die größte Unruhe und den ärgsten Mißmut gerät, so muß es wohl richtig sein, daß der Kaiser, der Reichskanzler und — wie man sich auf Grund des eifrigen Studiums freisinniger Zeitungen gern ausdrückt — die „herrschende Klasse“ nicht so friedlich sind, wie sie sich gern den Anschein geben möchten.

Das ist die englische Auffassung. Sie variiert in den verschiedensten Gestaltungen das Thema: Wir haben das größte Wohlwollen und den größten Respekt für das deutsche Volk, mit dem wir in Frieden und Freundschaft leben wollen, aber wir mißtrauen denen, die dieses Volk führen. Diese für unsre Politik ebenso schädliche wie für unsern Nationalstolz schimpfliche Meinung wird natürlich durch die verschiedensten Quellen, aus denen die englische Presse schöpft, außerdem noch künstlich und tendenziös verstärkt. Die Hauptschuld aber trägt ein Teil der deutschen Presse durch ihre Art, in auswärtigen Fragen Stimmungspolitik zu treiben und Wasser auf die Mühlen unsrer Gegner und Neider zu leiten.

Die geschilderte Auffassung ist ein wesentliches Hindernis für die wirkliche Verständigung zwischen Deutschland und England, die eine starke Bürgschaft für den europäischen Frieden wäre, wie das Gegenteil gegenwärtig die einzige wirkliche Gefahr bedeuten würde. Denn ein Krieg zwischen Deutschland und England wäre niemals ein notwendiger Ausgleich, der den Stärkern von beiden einem erwünschten Ziel näher brächte, sondern er wäre in jedem Falle eine zwecklose gegenseitige Schädigung zum Nutzen Dritter. Deshalb hört man bei uns auch mit starkem Befremden von dem angeblichen Vorhandensein einer englisch-französischen Militärkonvention. Die Anfrage, durch die im französischen Senat der Ministerpräsident Clemenceau in die Enge getrieben wurde, hat die Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Clemenceau hat darauf eine Antwort gegeben, die sich jeder deuten konnte, wie er wollte. Viele werden mit einem gewissen Recht der Ansicht sein, daß auf eine solche Frage jede nicht strikt ableugnende Antwort einer Bejahung ziemlich gleichkommt.

Aber man kann dem entgegenhalten, daß die Antwort Clemenceaus auch wieder derartig war, daß sie ihn arg kompromittieren mußte, wenn sich bei einem Ministerwechsel, mit dem ein französischer Staatsmann jeden Tag rechnen muß, herausstellen sollte, daß wirklich eine solche Abmachung zwischen Frankreich und England schon im Augenblick der Rede Clemenceaus bestanden hat. Gegen das Bestehen eines geheimen Staatsvertrages des erwähnten Inhalts spricht auch die gegnerische Stellung der englischen Blätter, die als Sprachrohr des Kabinetts gelten können. Aber daneben besteht die Möglichkeit, daß zwischen den Heeresleitungen in einer Form, die die Zustimmung der Staatsgewalten nicht nötig macht, gewisse Verabredungen getroffen sind. Wir würden freilich auch ohne das mit einem Zusammenwirken der beiden Mächte zu rechnen haben, falls die politischen Ereignisse Deutschland und England in scharfen Gegensatz bringen sollten.

Das englische Mißtrauen hat sich auch bei dem Besuch des Königs von Dänemark in Berlin wieder geregt. Es liegt auf der Hand, wie töricht es ist, einen Höflichkeitsbesuch, den wir allerdings als Zeichen persönlicher Freundschaft der beiden Herrscher und guter Beziehungen der beiden Völker zu schätzen wissen, eine besondere Bedeutung im Sinne eines bestimmten politischen Zwecks unterzulegen. In Deutschland wird es wohl jeder als erwünscht empfinden, daß sich Deutsche und Dänen als verwandte Völker germanischen Stammes nahe stehen, und daß manche Gegensätze, die die Geschichte geschaffen hat, mehr und mehr ausgeglichen werden, aber für besondere Abmachungen, die in der europäischen Politik von Bedeutung sein könnten, fehlt jede Veranlassung und Unterlage.

Inzwischen liegt eine Woche weiterer Reichstagsverhandlungen hinter uns. Der Reichstag hat noch genug Beratungsstoff vom Frühjahr her zu bewältigen, da er ja über den Sommer nur vertagt, nicht geschlossen worden ist. Es wirkt also nicht gerade störend, daß der neue Etat, dessen erste Beratung gewöhnlich die Zeit vor der Weihnachtspause ausfüllt, bisher noch nicht fertig ist. Aber um so mehr mußte man wünschen, daß der Eindruck unnützer Zeitvergeudung vermieden wurde. Die alte Klage, daß es unmöglich ist, ein beschlußfähiges Haus zusammenzubringen, scheint ja wirklich seit der Einführung der Diäten einigermaßen beseitigt zu sein. Trotzdem sind drei Tage ganz überflüssigerweise mit Wahlprüfungen zugebracht worden. Schon spitzt sich alles auf die neuen allgemeinen Wahlen zu, die in anderthalb Jahren vor sich gehn werden. Und dabei ist der Reichstag, der seit dreieinhalb Jahren an den wichtigsten Arbeiten der Gesetzgebung beteiligt gewesen ist, noch jetzt damit beschäftigt, festzustellen, ob so und so viele seiner Mitglieder ihre Mandate zu Recht besitzen. Und Feststellungen dieser Art haben den Volksvertretern jetzt drei Tage ihrer kostbaren Zeit gekostet. Kein Wunder, daß die Reden, in denen man sich über Wahlen von 1903 aussprach, in Wirklichkeit schon Wahlreden für 1908 wurden! Der gleichen Debatten sind nicht geeignet, das Niveau der Erörterungen höher zu heben. Was in den Wahlkämpfen eine leidige Notwendigkeit ist, nämlich die Auseinandersetzung der Parteien ohne die Unterlage einer bestimmten, dem Gesetzgeber gestellten Frage, das sollte dem Parlamentsaal möglichst ferngehalten werden. Die persönlich zugespitzten Ausfälle und Anklagen von Partei zu Partei erhitzen die Leidenschaften bis zum Siedepunkt und haben nur die Wirkung, daß der wahre Charakter dieser Fragen als Machtfragen nur um so unangenehmer und in einer dem Ansehen des Parlaments nicht zuträglichen Weise empfunden wird. Wenn man nachher sieht, wie die Mehrheit in wenig Minuten die Minderheit kaltblütig niederstimmt, so weckt das wilde Pathos der mehrstündigen Reden, worin alle ewig waltenden Mächte vom Olymp bis zum Acheron angerufen wurden, den häßlichen Nachgeschmack zweckloser Kraftverschwendung, wenn nicht einer hohlen Komödie. Unser System

der Wahlprüfungen erscheint von Grund aus verfehlt. Es ist ja ein verlockender Gedanke, daß der Reichstag selbst die Legitimation seiner Mitglieder zu prüfen hat, aber nachgerade liegen Erfahrungen genug vor, daß die Aufgabe auf diesem Wege nicht zu lösen ist. Über kurz oder lang wird man sich doch entschließen müssen, die Wahlprüfungen in die Hand einer unabhängigen richterlichen Behörde zu legen, die in der Lage ist, in verhältnismäßig kurzer Zeit nach der Wahl zu entscheiden, ob ein Mandat gültig sein soll oder nicht.

Der Reichstag hat außerdem noch einige Vorlagen in zweiter Beratung erledigt. Dabei handelte es sich um Abänderungen der Gewerbeordnung, um die Frage des „kleinen Befähigungsnachweises“ für die Handwerker, den Urheberrechtsschutz bei Werken der bildenden Kunst und der Photographie und endlich das Vogelerschutzgesetz. Doch diese an sich wichtigen und nützlichen Verhandlungen treten zurück hinter der Vorlage, in deren Beratung der Reichstag am Freitag eingetreten ist, das Gesetz über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine.

Es ist vielleicht die schwierigste Materie, mit der sich der Reichstag seit langer Zeit zu befassen gehabt hat. Mit Recht bezeichnete Graf Posadowsky den Entwurf als die Grundlage eines Arbeiterrechts. Dabei ergibt sich die Schwierigkeit, die Organisationen der modernen Arbeiterschaft mit den Interessen der bestehenden Staatsordnung in Einklang zu bringen. Daß das ohne gegenseitige Zugeständnisse nicht geht, ist klar. Vor allem aber muß das Staatsinteresse dabei gegen den Mißbrauch der gewährten Freiheit geschützt werden. Es ist leicht, die Arbeit, die in diesem Entwurfe vorliegt, zu schelten, weil sie im Sinne der radikalen Wünsche eine Halbheit zu bedeuten scheint. Freisinn und Sozialdemokratie haben sich deshalb schon als heftige Gegner bekannt. Aber auch unter den bürgerlichen Freunden sozialpolitischer Reformen ist man noch nicht einig darüber, ob die Grenze zwischen den entgegengesetzten Interessen in dem Entwurf richtig gezogen ist. Schon jetzt steht fest, daß die Kommissionsberatung gesichert ist. Die Mehrheit hat also grundsätzlich anerkannt, daß der Entwurf eine brauchbare Grundlage zur Lösung der Aufgabe enthält, daß er den Berufsvereinen durch Beseitigung überflüssiger und nicht mehr zeitgemäßer Einschränkungen die Erlangung der Rechtsfähigkeit wirklich erleichtert, daß er aber auch Garantien schaffen muß, wodurch der praktische Zweck der Rechtsfähigkeit festgehalten und diese nicht etwa zu einem Mittel wird, staatsfeindlichen Bestrebungen eine juristische Stütze zu geben. Die vorläufige Stellung der Parteien verbürgt also das Zustandekommen des Gesetzes. Die eigentlichen Streitpunkte werden freilich erst später entschieden werden.

Der Reichstag und die Presse. Die große Rede, die der Reichskanzler Fürst von Bülow am 14. November im Reichstage über die auswärtige Politik des Deutschen Reiches hielt, hat eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren. Das Ausland hat sie gut, das Inland zum Teil schlecht aufgenommen. Während die Presse des Auslands, zunächst die englische und die französische, die Rede bedeutungsvoll ernst und voll von wichtigen Aufklärungen fand, glaubte ein Teil der inländischen Konstatieren zu können, es wäre mit vielen Worten wenig gesagt gewesen. Während die einen an viele Stellen sachliche politische Erörterungen zu knüpfen, auf manches hinzuweisen vermochten, was zwischen den Zeilen oft nur leicht verborgen war, gingen die andern gerade an dem bedeutungsvollsten blind vorüber, wußten so viel wie nichts zwischen den Zeilen zu lesen, sondern empfanden oft nur eine gewisse Freude über die Gelegenheit, das abgedroschene Urteil wiederholen zu können, daß die Reden des Fürsten Bülow nichts seien als Sammlungen geistvoller und unterhaltender Aperçus.

In derselben Rede, in der das Ausland einen ruhigen und stolzen Ernst sah, fanden inländische Blätter nur den frühern „rosigen Kanzler“ wieder und seinen „auschweifenden Optimismus“. Wer sich die Mühe nimmt, die Presse des In- und des Auslands daraufhin zu vergleichen, wird finden — sofern er mit einigem politischen Sinn begabt ist —, daß die Presse des Auslands nicht nur besser sondern auch richtiger, die des Inlands nicht nur schlechter sondern auch unrichtiger geurteilt hat.

Dieser Unterschied der Urteilsfähigkeit ist an und für sich nicht erfreulich. Er ist es in diesem Falle um so weniger, als er praktisch für die deutsche Politik vom größten Nachteil ist. Unter der Rückwirkung der Beurteilung, die die Rede im Inlande erfahren hat, wurde der günstige Eindruck, den die Rede im Auslande hat hervorrufen können, zwar nicht vernichtet, aber doch stellenweise verwischt. Auch die Redakteure der deutschen oppositionellen Presse werden die Frage entscheiden können, ob es vorteilhaft für die deutsche Politik ist, wenn der Eindruck, daß die öffentliche Meinung des Volkes nicht hinter den Aktionen seiner leitenden Staatsmänner steht, diesen Aktionen einen wesentlichen Teil ihres Nachdrucks zu nehmen vermag. Wer sich genauer von dieser Rückwirkung überzeugen will, der lese zuerst die Zeitartikel der Pariser Abendblätter vom 15. und 16. November — und mache sich dann das für einen Patrioten zweifelhafte Vergnügen, nachzusehen, in welcher Richtung — um einen speziellen Fall zu geben — der Artikel der Frankfurter Zeitung im Abendblatt des 15. November den Zeitartikel des Temps vom 19. beeinflusst hat. Und dabei ist die Frankfurter Zeitung eins der deutschen Blätter, das sich noch immer durch einen gewissen Sinn für politische Möglichkeiten auszeichnet hat.

Gehe man der deutschen Presse Mangel an politischer Begabung vorwirft, könnte man versuchen, den Grund schlechten Urteilens in der Schnelligkeit zu sehen, die das Zeitungswesen von dem Urteilenden verlangt. Die große Rede, die beinahe zwei volle Stunden in Anspruch nahm, war um vier Uhr beendet. Um acht Uhr liegt der Text der Rede den Berliner Redaktionen vor. Die Rede flüchtig zu lesen, fordert anderthalb Stunden; da der für das Morgenblatt bestimmte Artikel um Mitternacht geschrieben sein muß, bleiben höchstens zweieinhalb Stunden für Überlegung und Niederschrift. Das Halbgesagte zu interpretieren, das Bedeutsame herauszufinden, verschwiegene Intentionen richtig zu ahnen, bleibt sehr wenig oder gar keine Zeit. Daher merkt man den Morgenblättern an, daß die Rede niemals überdacht, oft gar nicht gelesen, sondern nur beurteilt worden ist — schlimmer noch, daß das Urteil im wesentlichen vorher schon feststand. Diese Begründung ist nicht stichhaltig: die Urteile der spätern Abendblätter waren nicht gescheiter, der erste allzuflüchtige Eindruck wurde selten, wie es wohl hätte geschehen müssen, korrigiert, und schließlich haben die Londoner und Pariser Blätter auch nicht viel mehr Zeit gehabt.

Es sind also doch wohl keine zeitungstechnischen sondern innere Gründe. Kritiksucht und Doktrinarismus sind altbekannte Eigenschaften des deutschen Volks. Aus Doktrinarismus resultiert Voreingenommenheit. Auch aus diesem Grunde, nicht bloß infolge der erwähnten Zeitungsschnelligkeit, waren die Urteile früher fertig als die Rede. Jeder Deutsche weiß es von vornherein besser. Man könnte auch geltend machen, daß die Presse ja nicht das Volk ist, ja daß hie und da in den Redaktionen Leute sitzen, die innerlich mit dem Deutschtum nicht allzu enge zusammenhängen.

Das alles reicht aber nicht aus. Trotz alledem muß von Mangel an politischer Begabung, enger: von Mangel an Sinn für auswärtige Politik gesprochen werden.

Als der Reichskanzler in seiner Rede betonte, daß die überseeischen Interessen heute unsre Stellung komplizieren und erschweren, ging lebhafte Bewegung durch die linke Hälfte des Hauses. Mienen und Gebärden schienen zu sagen: Nun eben! Wir waren ja immer gegen die überseeische Politik. Als der Kanzler dann fortfahrend erklärte, warum die Entwicklung dazu gezwungen hätte, diese überseeische Politik zu inaugurierten, schien dieselbe Seite des Hauses — wie jeder, der der Sitzung beigewohnt hat, wird bestätigen können — diese Begründung überhaupt nicht zu verstehen. Um einer alten, geliebten Theorie willen werden neue politische Notwendigkeiten der einfachsten Art nicht verstanden. In einem bedeutungsvollen Abschnitt seiner Rede erklärte der Kanzler, daß eine auf die Isolierung Deutschlands bedachte Politik anderer Staaten notwendigerweise eine gefährliche, den Frieden bedrohende Politik sein müsse, daß Druck Gegendruck erzeuge, und daß aus Druck und Gegendruck schließlich Explosionen entstehen können. Dieser wichtige Abschnitt hat im Auslande seine Wirkung nicht verfehlt. Die deutschen Zeitungen haben ihn zum großen Teil nicht beachtet und gesagt, der Kanzler habe nichts wesentliches über die gefürchtete Isolierung vorgebracht. Dieses Urteil läßt jeden Sinn für die Art der Behandlung vermissen, deren auswärtige Fragen in den Reden leitender Persönlichkeiten bedürfen, jede Einsicht sowohl in das, was gesagt werden kann, als auch jedes Verständnis für das, was tatsächlich gesagt worden ist. Daß offene Fragen der auswärtigen Politik, daß Verhältnisse, die noch in fortwährend fluktuierendem Zustande sind, sich nicht mit festen statistischen Zahlen offenbaren lassen, ist eine Erkenntnis, die zwar zu den Anfangsgründen des Verständnisses auswärtiger Politik gehört, aber die deutsche Vorliebe für exakte zahlenmäßige Berechnung noch nicht durchbrochen zu haben scheint. Übrigens zeigte sich dieser Mangel politischer Betätigung, der bei der Beurteilung der Rede des Reichskanzlers offenbar wurde, auch früher bei jeder Gelegenheit: am deutlichsten bei einem Vergleich der Haltung, die die deutsche und die französische Presse während des Marokkokonflikts eingenommen haben. Es ist kein Zweifel, daß sich die französische Presse damals durchschnittlich besser und geschickter, und obwohl das ganze Land gegen die Marokkopolitik der Regierung war, auch einheitlicher geschlagen hat als die deutsche. Schon lange wissen die Redaktionen der deutschfeindlichen Blätter des Auslandes, daß das meiste und beste Material für Hezereien der Unsinns liefert, den einzelne deutsche Organe über die auswärtige Politik und ihre Pläne zusammenschreiben.

Das deutsche Volk hat in Philosophie, Kunst und Wissenschaft Unsterbliches geleistet. Wären das seine einzigen Leistungen, so wäre es leicht, den Mangel an politischer Begabung gerade mit diesen Vorzügen zu begründen. Es hat aber zugleich auf praktischem Gebiete, in Industrie und Handel Hervorragendes geleistet und vornehmlich durch diese seine praktischen Leistungen Sinn, Bewunderung, Neid und Angst des Auslandes erregt. Es bleibt nur übrig, zwischen diesen beiden Begabungen noch einen Platz anzunehmen für einen Mangel, der sich gerade in der auswärtigen Politik fühlbar macht.

Die Leistungen der deutschen Nation liegen in der theoretischen Begabung, in der Exaktheit und Genauigkeit ihrer Arbeit und in der Verbindung, die beide Eigenschaften in dem Deutschen eingegangen haben. Auswärtige Politik aber ist ein verwickeltes und raffiniertes Geschäft — weder mit festen wenn auch guten Theorien, noch mit noch so genauer Errechnung läßt sich ihr beikommen, und auch mit diesen beiden Eigenschaften zusammen läßt sich Hervorragendes hier noch lange nicht leisten.

Die auswärtige Politik fordert etwas, was dem Deutschen von vornherein sehr schwer fällt: das Fernbleiben jeder Theorien. Und wenn sich auch in Deutschland

in der Folge der industriellen und kommerziellen Entwicklung ein hervorragend praktischer Geist ausgebildet hat, so beschränkt sich doch sein Wirken auf diese Gebiete: die Politik namentlich steht noch viel zu viel unter der Herrschaft alten, rein theoretischen Denkens. Vielleicht hat sich das deutsche Volk noch zu wenig lange und zu wenig intensiv mit Politik beschäftigt. Die Opposition, die in Deutschland in Fragen auswärtiger Politik getrieben wird, ist immer noch Opposition aus prinzipiellen Gründen und mit prinzipiellen Gedanken. Eine solche Opposition in der auswärtigen Politik aber ist Unsinn, man könnte auch sagen, ein Widersinn in sich selbst, da auswärtige Politik und prinzipielle Gesichtspunkte einander kontradiktorisch entgegengesetzt sind. Man kann sagen, daß ein Volk erst dann groß ist im Verständnis auswärtiger Politik, wenn es in allen Fragen dieser Art nur mehr Streitfragen verschiedener Taktik sieht.

Auswärtige Politik ist eine sehr komplizierte Rechnung mit immer wechselnden Faktoren und bedarf wie jede verfeinerte Kunst langer Erfahrung und Übung. Sie ist nicht Sache des Wissens. Das politische Wissen des deutschen Volkes steht sicher dem englischen gleich und ist dem französischen überlegen; jede neue Gelegenheit aber beweist, daß wir auch den Franzosen an politischem Verstande nachstehen; wie in andern Dingen, so macht eben auch in der Politik das Wissen noch nicht den Verstand.

Der Deutsche geht an die Beurteilung der auswärtigen Politik seiner Regierung heran, wie wenn etwa ein des Schachspiels Unkundiger nach der Anzahl der schwarzen und weißen Figuren den Stand der Partie beurteilt. Wenn er aus den Schachbüchern alle Theorien lernen würde, er würde dem Verständnis des Schachspiels vielleicht näher kommen; in dem Schachspiel der Diplomatie aber läßt sich mit Theorien nicht weiterkommen, weil in diesem Spiel Wert und Funktion einer Figur nicht feststeht, sondern wechselt oder erst Gegenstand von Schätzung und Errechnung ist.

Auch wer alles weiß, alle Akten kennt, kann durch Theorien zu einem richtigen Urteil hier nicht kommen; gar nicht auszudenken aber ist, welche Verwirrung entsteht, wenn an das stückweise Ahnen theoretisch herangegangen wird.

Im Laufe der Zeit hat sich in England und in Frankreich ein gewisses richtiges Augenmaß für politische Möglichkeiten, ein Instinkt des Möglichen ausgebildet, der die Presse beider Länder bei der Beurteilung auswärtiger Fragen selten im Stich läßt. Dieser Instinkt des Möglichen, der eine der ersten politischen Tugenden zu sein scheint, fehlt in Deutschland. Die alldeutsche Presse leistet sich ausschweifende Utopien, die in England und in Frankreich unmöglich wären. Die Erkenntnis des Möglichen ist es, der die französische Sozialdemokratie ihre Erfolge verdankt, während die deutsche, dieses Instinkts gänzlich entbehrend, in sterilen Utopien ihre Kraft wirkungslos verschwendet.

Es scheint, als wäre politischer Sinn eine Eigenschaft, die sich die Völker erst in einem gewissen Alter zu erwerben vermöchten.

Unmöglich konnte die deutsche Presse darüber im Zweifel gewesen sein, daß ihre eigne Haltung eine Rückwirkung auf die Haltung der ausländischen Presse ausüben, daß diese Haltung die Wirkung der Rede auf das Ausland beeinträchtigen, vielleicht zerstören mußte. Hier handelt es sich nicht mehr allein um politisches Verständnis, sondern um patriotischen Takt und patriotische Gesinnung. Niemals wird ein Minister Englands oder Frankreichs, auch wenn das Land seine Ansichten nicht teilt, von der öffentlichen Meinung so im Stich gelassen werden; wie die deutsche Presse den Reichskanzler Fürsten Bülow am 15. November im Stich gelassen hat. Es fehlt dem deutschen Volke eben jener große Gemeinsamkeitsgeist; es ist nun

einmal das Volk der Einzelnen; darin liegt zugleich eine Ursache seiner Größe und eine Ursache politischer Schwäche. Die Frage, ob der deutsche Patriotismus an sich von geringerer Kraft ist als der englische und der französische, mag offen bleiben — jedenfalls ist er anders dort. Der Patriotismus des Engländers richtet sich an das England, der der Franzosen an das Frankreich, das existiert. Der Deutsche aber macht aus seinen Theorien ein Bild seines Vaterlandes, der Klerikale ein andres als der Sozialist, der Konservative ein andres als der Liberale, der Süddeutsche ein andres als der Norddeutsche — und an dieses Bild, nicht an die Wirklichkeit richtet sich sein Patriotismus; die Alldeutschen haben ein ganz besonderes Deutschland erfunden. Wenn das reale Vaterland oder die Regierung im Gegensatz stehn zu diesem Bilde, so stehn sie auch außerhalb seines patriotischen Gefühls. Es gibt nur ein England, ein Frankreich, aber es gibt beinahe so viel Deutsche Reiche, als es Deutsche gibt. Schließlich macht es eben der Deutsche mit seinem Vaterlande wie mit seinen Frauen: er liebt eine Frau nicht, wie der Franzose, ganz in ihrer Realität, liebt sie nicht als das fatale Verhängnis, das sie nun einmal ist; er liebt — und nicht nur der deutsche Jüngling — das Bild, die Idee, die er sich von ihr macht; er liebt sie, weil sie ihm Anlaß gibt zum Ideal. Und während die Männer des Geistes diesen Idealismus als des deutschen Volkes größte Eigenschaft preisen, werden sowohl die Frauen als die Politiker nichts tun können, als ihn zu beklagen.

Ein wachsendes Verständnis für politische Gegebenheiten wird auch die Art dieses Patriotismus zu ändern vermögen. Eine wachsende Erfahrung in dem feinen Takte, den die internationalen Beziehungen fordern, wird diese „Verbindung von Utopie und schlechten Manieren“ verschwinden machen, die den jungen Bismarck von den Altersgenossen einst abtief, und die noch heute einen Teil der deutschen Presse kennzeichnet.

Das Beispiel Rußlands berechtigt zu dem Glauben, daß die Erziehung viel, wenn auch nicht alles vermag. Das russische Volk, auch die Intelligenz, hat in der letzten Zeit gezeigt, daß es von einer politischen Unfähigkeit ist, die größer gar nicht gedacht werden kann. Und doch ist aus demselben Volk eine politische Oberschicht hervorgewachsen, der eine hohe Begabung auf dem Gebiete der äußern wie in Künsten innerer Politik nicht abgesprochen werden kann. Die Pazifizierung des Kaukasus, der turkestanischen Provinzen, die auswärtige Politik seit dem Berliner Kongreß, die großartige Fassade, durch die das moderne Rußland bis zum japanischen Kriege über Europa zu dominieren verstand, sind gewiß Leistungen ersten Ranges. Dieser Unterschied ist ein Unterschied der Erziehung. Eine politisch hochkultivierte, durch lange Erfahrung verfeinerte Oberschicht steht einer Volksmasse gegenüber, der alle Erfahrung und damit alles Augenmaß für Menschen und Dinge, jeder Maßstab für politisch Mögliches und Wünschenswertes vollkommen abgeht. In England wie in Frankreich ist das gesamte Volk durch diese Erfahrungen gebildet. Das deutsche Volk, das jahrhundertlang nur Kirchturmpolitik getrieben hat und in der Weltpolitik jung und unerfahren ist, steht mitten drin.

Schließlich aber kann es nicht ausbleiben, daß in den Grenzen, die der nationalen Begabung gesetzt sind, das deutsche Volk diese Mängel abzulegen vermag. Das Abstreifen dieser Fehler bedeutet zugleich politische Erstarkung. Die Staatsmänner künftiger Jahrzehnte werden dann nicht mehr, wie es jetzt Fürst Bülow erfahren mußte, durch unverständige Kritik die Wirkung ihrer Aktionen und die Früchte ihrer besten Arbeit beeinträchtigt sehen.

Hermen. Unter diesem Titel hat Heinrich Spiro, der auch den Grenz-

und Studien (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 3 Mark) herausgegeben, die sich zum Teil mit den markantesten Persönlichkeiten der neuern und der neuesten Literatur beschäftigen, zum Teil historische Übersichten und Erinnerungen an Männer bieten, die schon der Vergangenheit angehören. Wenn diese Essays auch bei einzelnen Anlässen entstanden und in Zeitschriften verstreut erschienen sind, so rechtfertigt doch ein allen gemeinsamer Zug und Grundgedanke die Vereinigung zu einem selbständigen Buche. Er rechtfertigt sie nicht nur, sondern er fordert sie sogar, denn diese kleinen, prägnant gefaßten Aufsätze sind von dauerndem Wert für die Beurteilung des literarischen Lebens unsrer Zeit und werden als Bausteine auch künftigen Literaturhistorikern gute Dienste leisten. Was den Verfasser auszeichnet, ist die ruhige und sachliche Behandlung seiner Gegenstände, die vornehme Objektivität, die sich von enthusiastischer Verhimmelung ebensoweit fern hält wie von der jetzt so beliebten geringschätzigen Ablehnung dessen, was sich nicht ohne weiteres in eine „Richtung“ oder, richtiger, in eine Clique einreihen läßt. Wahre Meisterstücke liebevoller Vertiefung in den Entwicklungs- und Ideengang des Dichters sind zum Beispiel die Charakteristiken Fontanes, Raabes, Heyhes, Spielhagens, Aliencrons und Wilhelm Specks, während ein Gruppenbild, wie der Aufsatz „Das literarische Hamburg der Gegenwart, vor allem den lokalen Hintergrund erkennen läßt, der den einzelnen Porträts gemeinsam ist, von dem sich jedes aber in seiner besondern Weise abhebt. Unter den Schatten, die in den Erinnerungen an bedeutende Erscheinungen einer längst verflossenen Literaturperiode heraufbeschworen werden, erscheint neben dem unvergeßlichen Eduard von Simson, neben Treitschke und Herman Grimm auch Gustav Freytag, den die Mode bekanntlich sehr bald nach seinem Tode zum alten Eisen geworfen hat, obgleich er einer der ersten war, der die heute bis zum Überdruß betonte Bedeutung der Kulturentwicklung eines Volkes für seine Geschichte und seine Existenz klar erkannte und diese Erkenntnis mit gesundem Realismus als Dichter verfocht. „Dieser Dichter, sagt Spiero, kannte das Leben des Kaufmanns, das noch Jean Paul so krämerhaft unpoetisch erschien; dieser Dichter kannte die polnische Wirtschaft, die den Lyrikern im Vormärz unter den Fittichen einer romantischen Vergangenheit Symbol und Hort der Freiheit zu bergen schien.“ Wir meinen, daß dieses eine kurze Zitat, das in mehr als einer Hinsicht für Spieros Schreibweise charakteristisch ist, Freytags Wesen und Wirken in hellere Beleuchtung rückt, als es die längste kritische Abhandlung zu tun vermöchte. Und ähnlich treffende Bemerkungen wird der aufmerksame Leser in dem Buche noch zu Hunderten finden.

Versailles. Im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig ist als Nr. 34 der „Berühmten Kunststätten“ ein Band über die Gärten und Schlösser von Versailles von André Peroté mit 126 Abbildungen erschienen, auf den wir aus verschiedenen Gründen unsre Leser besonders hinweisen möchten. Er umfaßt einen äußerst weitschichtigen Stoff, Bauwerke aus den Regierungszeiten dreier Könige mit zahlreichen Prunkräumen und ihrem Inhalt an kostbarer Dekoration aus dem Bereich aller Künste, dazu kommen die Gartenanlagen mit ihren Skulpturen und Wasserkünsten, und alles das wird unter steter Berücksichtigung der vielen bis auf die Gegenwart herab vorgenommenen Veränderungen auf 150 Seiten mit einer anschaulichen Präzision und Klarheit und dabei mit der ungesuchten Eleganz geschildert, die das unverkierbare Erbteil der guten Schriftsteller seines Landes zu sein scheint. Zu diesen Vorzügen der formalen Behandlung kommt als weiterer Genuß für den Leser dieses Buches der erlesne Geschmack, der in den behandelten Gegenständen lebt und wirkt, die Einheitlichkeit von Architektur, Dekoration und Mobiliar mit ihrem Formreichtum und ihrer logischen Entwicklung in der Aufeinanderfolge der

Stile. Dieses durch die Arbeit von Jahrhunderten erworbne Gut eines nationalen Stils, in dessen einzelnen Abwandlungen sich die Franzosen immer selbst wiedererkennen, überhebt sie der Sorge, die unsre Künstler augenblicklich beschäftigt: sie brauchen keinen neuen Stil zu suchen, weder in England noch anderswo. Sie werden das Neue, wenn sie es einmal brauchen sollten, sicherlich, wie bisher, bei sich finden, aus dem Schatz ihrer Überlieferung, die ihnen keine Last ist, weiterzubilden.

Neue Kunstblätter. Da das Bedürfnis nach Kunstanschauung und insbesondere nach Wanderschmuck mit jedem Jahre neue Lieferungswerke entstehen läßt, die das Publikum mit Reproduktionen nach Bildern alter Meister von zum Teil sehr geringer Qualität förmlich überschütten, so machen wir gern von Zeit zu Zeit auf das Echte und Gute aufmerksam, um es, soviel an uns liegt, gegen den Wettbewerb des Minderwertigen sicherzustellen. Wir haben schon öfter Gelegenheit genommen, auf Erzeugnisse des Hansstaenglischen Kunstverlags in München hinzuweisen, der, was die Schwarzweißreproduktion betrifft, nach Umfang und Qualität seiner Leistungen in Deutschland obenan steht. Den Umfang vergegenwärtigt uns eine Sammlung von über 6000 „Pigmentdrucken“ (19×25 cm Bildgröße) zu einer Mark das Blatt, die so gut wie alles enthält, was jemand nur aus irgendeiner namhaften öffentlichen Galerie besitzen möchte. Qualitätsleistungen, die in dieser Preislage nicht übertroffen werden, sind die „Imperialgravüren“ (40×55 cm Bildgröße) auf Büttenkarton, die mit der Originaltreue die künstlerische Wirkung einer Radierung verbinden und eingerahmt den besten und wohlfeilsten Zimmerschmuck darstellen, mit dem sich ein verwöhntes Auge umgeben kann. Nach dem äußern Eindruck würde keinem von uns der Gedanke kommen, daß ein solches Blatt nur zehn Mark kostet. In letzter Zeit hat derselbe Verlag auch farbige Reproduktionen herzustellen angefangen, die nach den uns vorliegenden Proben als höchst gelungen bezeichnet werden müssen: Piglheim's Blind, Defregger's Erna, Böcklin's Spiel der Wellen, das bekannte Bildnis Beethovens von Stieler usw. Im ganzen sind es bis jetzt einige zwanzig. Das Hauptverdienst um die Einführung und die Verbreitung von farbigen Nachbildungen hat bekanntlich die Firma C. A. Seemann in Leipzig, die seit Jahren in verschiedenen Sammelwerken (Die Malerei der alten Meister, Die Galerien Europas, Meister der Farbe usw.) von insgesamt vielen hundert Blättern den sogenannten Dreifarbendruck in immer größerer Vollkommenheit auf den Markt gebracht und den im Anfang sehr starken Widerstand unsrer Oberkunststräte gegen diese Art der Reproduktion wohl zum Teil wenigstens überwunden hat. Die Seemannschen Bilder sind teils, nachdem der weiße Rand abgeschnitten ist, auf dunkeln Karton geklebt, teils kommen sie ganz ohne Rand eingerahmt in den Handel. Die von dem Hansstaenglischen Verlage hergestellten Bilder, auf starkem, weißem Büttenpapier (37×50 cm) gedruckt, sind bestimmt, mit breitem Rand eingerahmt zu werden, und kosten vier Mark das Blatt. Sie werden als „Aquarelldrucke“ eingeführt, eine Bezeichnung, die zu Mißverständnissen Anlaß geben kann. Die angewandte Technik beruht auf einem dem Dreifarbendruck ähnlichen, gemischten Verfahren. Die neue Spezialität des berühmten Verlags kann des Erfolges sicher sein.

Neue Kalender. Aus der Fülle der Kalender, die sich wie alljährlich in den letzten Wochen des zu Ende gehenden Jahres eingestellt haben, verdienen einige wenige ganz besonders empfohlen zu werden. Zwei davon, beide bei der Dietrichschen Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) in Leipzig erschienen, sind dem

Andenken deutscher Dichter gewidmet: der Goethe-Kalender, herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, und der Fritz Reuter-Kalender, herausgegeben von Karl Theodor Gaeborg. Beide stimmen in Format, Ausstattung und Preis (1 Mark für das broschirierte, 2 Mark für das gebundene Exemplar) überein, wie sich denn auch die Herausgeber offenbar von denselben Grundsätzen haben leiten lassen. Neben zahlreichen, mit Geschick und Geschmack ausgewählten Stellen aus den Schriften der Dichter bieten sie interessante Urteile von Zeitgenossen, biographische Episoden und Anekdoten, zum Teil durch Illustrationen ergänzt und erläutert. Im Reuter-Kalender finden wir außerdem noch eine Anzahl bisher unveröffentlichter Gedichte und Geschichten aus dem Nachlaß, darunter manches, das Reuter in hochdeutscher Sprache geschrieben hat.

Der Verlag von W. Spemann in Stuttgart und Berlin tritt gleich mit drei Abreißkalendern auf den Plan, die zunächst als Mittel zur Ankündigung Spemannscher Verlagswerke gedacht sind, dabei aber in vorzüglicher Ausstattung so viel Interessantes bieten, daß sie auf selbständigen Wert Anspruch erheben können. So werden Freunde des Hochgebirges den Alpenkalender (Preis 2 Mark) mit seiner Fülle von Landschaftsbildern nach Originalaufnahmen gern durchblättern, während Kunstfreunde im Kunstkalender (Preis 2 Mark) auf jedem Blatt die vorzüglich ausgeführte Reproduktion eines Gemäldes, einer Handzeichnung, einer Skulptur oder eines Gebäudes finden werden. Hier kommt die bildende Kunst in ihrem weitesten Umfange und im bunten Wechsel der Gegenstände, Schulen und Perioden zu Wort; zu den meisten Abbildungen wird eine knapp gefaßte Erläuterung gegeben, die, soweit wir Stichproben entnommen haben, den neuesten Stand der Forschung berücksichtigt. Speziell für Ärzte ist der historische Medizinalkalender, bearbeitet von den Professoren F. Pagel und J. Schwalbe (Preis 2 Mark). Er enthält auf jedem Blatt eine authentische bildliche Darstellung aus der Geschichte der Medizin, das Porträt eines berühmten Arztes, eine Szene am Krankenbett oder am Operationstisch oder einen alten Holzschnitt aus der medizinischen Literatur der Vergangenheit. Außerdem bietet er die biographischen Daten und Zitate aus den Schriften der medizinischen Klassiker.

Von mehr lokalem Interesse ist der stattliche, geschmackvoll ausgestattete und hübsch gebundene Leipziger Kalender, herausgegeben von Georg Merseburger (Verlag von Georg Merseburger, Leipzig, Preis 2 Mark), ein Buch, das schon im vierten Jahrgange erscheint und damit wohl den Beweis erbringt, daß es sich einen Stamm von Freunden erworben hat. Neben dem sehr ausführlichen Kalendarium und gemeinnützigen Mitteilungen bietet der Kalender in Text und Bild Beiträge aus der Geschichte, Kulturgeschichte, dem Kunst- und Musikleben Leipzigs, daneben Gedichte und novellistische Skizzen aus der Feder Leipziger Schriftsteller. Wer zu „Kleinparis“ in irgendwelcher Beziehung steht, dort lebt oder gelebt hat, wird das schöne, außerordentlich reichhaltige Buch mit Freuden begrüßen.

J. R. H.

